

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 80 (2000)
Heft: 3

Rubrik: Positionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ulrich Pfister

EIN BILDUNGSPOLITISCHES ERLEBNIS

Im Zürcher Schulwesen brodelt es. Reformen sind angekündigt, die vor allem bei den beruflich direkt Betroffenen Verunsicherung und Widerstand ausgelöst haben. Der Zürcher Bildungsdirektor *Ernst Buschor*, der sich mit seinem ungestümen Reformdrang zur Zielscheibe der Kritik von allen Seiten gemacht hatte, liess sich kürzlich an einer unkonventionellen Tagung zur Volksschulreform auf eine intensive Diskussion mit Vertretern aller interessierten Kreise ein. Parallel führten Schüler eine eigene Debatte und konfrontierten die Erwachsenen anschliessend mit ihren Ansichten. Von niemandem delegiert, es sei denn als Vertreter einer Berufswelt, die Schulabsolventen schliesslich offen stehen soll, verfolgte der Schreibende die Diskussion mit einer Mischung aus Respekt und Sorge. Respekt vor der Leistung, die unser öffentliches Schulwesen insgesamt erbringt, und vor dem Engagement der Lehrerschaft und der Behörden, die das Bildungswesen grösstenteils und oft unter höchster Belastung milizärisch betreuen. Und Sorge über die gedrückte Stimmung und die defensive Haltung bei den Direktbetroffenen gegenüber neuen Entwicklungen im Umfeld und Anforderungen von aussen, die vermeintlich traditionelle Werte und Ziele von Bildung und Erziehung in Frage stellen.

Heftigste Reaktionen gab es beispielsweise zuerst gegen Reformversuche mit Computer- und Englischunterricht in den ersten Klassen der Primarschule. Sie sind abgeebbt, nachdem bei der Ausschreibung der Pilotgemeinden die Nachfrage das Angebot weit übertroffen hat. Und bezeichnenderweise finden die Schüler diese Neuerungen selbstverständlich und dringend. Ein Tagungsteilnehmer sah darin auch nur Anpassungen an neue Erfordernisse und unterschied davon jene Reformen, die eigentliche Paradigmenwechsel darstellten.

Ob und wo allenfalls wirklich ein Paradigmenwechsel stattfindet, ist umstritten. Man könnte fast alle vorgeschlagenen Reformen mit praktischen Überlegungen begründen: die Integration des Kindergartens in die Grundstufe der Schule, damit der unterschiedliche Entwicklungsstand der Kinder bei der Einschulung flexibler berücksichtigt werden kann, die Einführung von teilautonomen Schulen mit vermehrter Teamarbeit unter den Lehrern, die

verstärkte Integration von Lernbehinderten und Hochbegabten in den normalen Klassen, die Unterstützung von fremdsprachigen Schülern und anderes mehr. Doch man kann hinter all diesen Reformen auch eine Tendenz wittern: etwa zu stärkerer Leistungsorientierung, zu Kopflastigkeit auf Kosten von Kreativität und musischer Erziehung. Polemische Schreckbilder tauchen auf: Amerikanisierung, Diktat der Wirtschaft, Zerstörung der Volksschule.

Die Diskussion der letzten Monate hat immerhin auch den Schulfachleuten gezeigt, dass der Ruf nach Reformen in weiteren Kreisen der interessierten Öffentlichkeit eine stärkeres Echo findet, als die anfängliche Abwehrreaktion glauben machen wollte. In der Schule selbst sind Diskussionen entstanden, haben sich Lager gebildet. Der Stolz auf ein solides Bildungswesen ist das eine, die Bewältigung des beschleunigten Wandels in Technologie, Wirtschaft und Gesellschaft – eingeschlossen die kulturellen Auswirkungen der Migration – in der Schulpraxis ein anderes. Es ist nicht bloss ein Anliegen der Wirtschaft, sondern das Ziel jedes Schülers, dass er nach der Schule eine seinen Fähigkeiten und Neigungen entsprechende Beschäftigung aufnehmen kann. Dazu ist nach wie vor die Vermittlung zeitgemässer «Kenntnisse und Fertigkeiten» nötig und von entscheidender Bedeutung. Dass darüber die Persönlichkeits- und Charakterbildung, Phantasie und Kreativität und die Lust am Lernen nicht vernachlässigt werden dürfen, versteht sich, zwar nicht von selbst, und darf deshalb in der Reformdiskussion und in der Kommunikation nicht unter den Tisch gewischt werden.

Wenn das Ziel von Reformen die Verbesserung und Modernisierung ist, wird nicht zuletzt auch von den Mitteln, vom Geld gesprochen werden müssen. Im Schulwesen ist in den letzten Jahren gespart worden; und der Spielraum für kostenwirksame Reformen ist eng. Dabei ist unbestritten, dass zur Erhaltung und Stärkung des Wirtschaftsstandorts Schweiz Investitionen in die Bildung oberste Priorität geniessen müssten. Wo ist die Lobby für die Bildungs offensive? Viele derjenigen, die sich dafür stark machen müssten, fürchten sich vor Reformen und den damit verbundenen Veränderungen. Man wünschte sich, dass sie sich einen Ruck geben, die Reform als Chance sehen und sie aktiv mitgestalten. ♦

Albert A. Stahel

DIE STRATEGISCHE LAGE AUF DEM INDISCHEN SUBKONTINENT

Die innenpolitische Zerrissenheit Pakistans

Seit dem Bestehen von Pakistan 1947 hat die Armee zum vierten Mal die Macht übernommen. Für den Europäer ist dies unverständlich, aber nicht für die Pakistanis. Pakistan besteht aus vier Teilen: Punjab, Sind, Baluchistan und North-West-Frontier-Province. In diesen vier Provinzen leben auch vier verschiedene Ethnien, deren einziger gemeinsamer Nenner der Islam ist. Vor allem in Baluchistan und in der North-West-Frontier-Province bestehen ernste Abspaltungsbewegungen, die auch durch die Ereignisse im benachbarten Afghanistan immer wieder verschärft werden. Die staatstragende Ethnie in Afghanistan, die Pashtunen, entspricht auch der Bevölkerung der North-West-Frontier-Province. Diese Trennung ist die Folge der Kolonialpolitik Englands im 19. Jahrhundert. Es kommt dazu, dass der grössere Teil der Pashtunen in Pakistan lebt. Der Drang nach Wiedervereinigung der Pashtunen besteht seit der Gründung von Pakistan. Die Baluchen dagegen möchten einen eigenen Staat.

Das Führungsvolk in Pakistan sind die Punjabi. Die Führungsspitze der Armee besteht mehrheitlich aus Punjabis. Gegenüber dem Separatismus der Pashtunen und Baluchen kann sich nur die Armee durchsetzen und nicht eine zivile Führung. Die Gefahr des Separatismus nimmt immer dann zu, wenn eine zivile Führung wirtschaftlich und politisch versagt. Dies war unter *Benazir Bhutto* so, deren Regierung durch den Drogenhandel vollkommen korrumptiert war, und ist jetzt wieder der Fall gewesen.

Aussenpolitisch wird Pakistan durch Indien herausgefordert, dem in Südasien zunehmend die Bedeutung einer Regionalmacht zukommt. Die indische Elite hat die Spaltung von Britisch-Indien in zwei Teilstaaten, Indien und Pakistan, nie akzeptiert. Dies ist auch der Grund für die vier Kriege zwischen den beiden Staaten. Dazu kommt noch die paranoide Furcht der Inder vor dem Islam. Bis zur britischen Herrschaft bekannte sich die Mehrheit der indischen Fürsten zum Islam. Die Moguls-Herrscher, die von Afghanistan aus Indien erobert hatten, waren Moslems.

Das Symbol für den Konflikt zwischen Pakistan und Indien ist der Kaschmir-Konflikt. Die Mehrheit der Bevölkerung des Kaschmirs sind Moslems, und der grössere Teil des Landes wird durch Indien ver-

waltet. Die Moslems des Kaschmirs beharren auf der Gründung eines eigenen Staates und versuchen dies auch mit allen Mitteln – es gehören dazu Anschläge, Mord und Entführungen – zu erzwingen. Die Entführung des indischen Passagierflugzeuges war hierfür ein Beispiel. Die Entführer haben bewusst als letzten Landeort den afghanischen Flughafen Kandahar bestimmt. Unter dem Schutz der Taleban-Regierung konnten sie genügend Druck auf die indische Regierung ausüben. Diese musste der Erpressung nachgeben. Drei inhaftierte Kaschmiris wurden freigesetzt und nach Kandahar geflogen. Die Entführer und die Freigesetzten tauchten anschliessend in Pakistan unter.

Pakistan und Indien sind wohl beide hochgerüstet, aber Indien ist aufgrund der grösseren Bevölkerung dem Nachbarstaat überlegen. Sollte es deshalb zu einem Krieg kommen, dann dürfte Indien der Angreifer sein. Pakistan würde mit grosser Sicherheit als Antwort Nuklearwaffen einsetzen. Die Spannung zwischen den beiden Staaten wird durch den Konflikt zwischen Indien und China noch verschärft. Beide streben die Vorherrschaft über Asien an, wobei China die bessere Stellung hat. Was die innenpolitische Lage Pakistans betrifft, so ist das Land mit den Militärregierungen immer besser gefahren als mit sogenannten zivilen Regierungen, die entweder korrupt waren oder die ethnischen Spannungen verschärften. – Während des Afghanistankrieges war Pakistan ein treuer Alliierter der USA. Seit 1990 ist aber Pakistan durch die USA immer wieder fallen gelassen worden. Vor kurzem war dies im Zusammenhang mit dem Kaschmir-Konflikt der Fall. Trotz grosser Worte über die Menschenrechte hat die Clinton-Administration Pakistan zum Nachgeben gezwungen. Die Folge ist nun die Machtaufnahme durch die Militärs und vermutlich die vermehrte Hinwendung zu China.♦

ALBERT A. STAHEL ist 1943 in Zürich geboren. Seit 1980 hauptsächlicher Dozent an der Militärischen Führungsschule Au/ZH für Strategische Studien. Seit 1987 Titularprofessor an der Universität Zürich. Stahel ist u.a. Mitglied des International Institute for Strategic Studies in London.

Michael Wirth

EIN TALENT WIRD VERHEIZT

Zoë Jennys Roman «Der Ruf des Muschelhorns» ist misslungen

Damals, im Herbst 1997, als sich das Feuilleton an ihrem Erstling «Das Blütenstaubzimmer» berauschte, teilte Zoë Jenny es jedem, der es hören wollte, mit: Sie sei zu einem deutschen Verlag, der Frankfurter Verlagsanstalt, gegangen, weil sie dort das Gefühl gehabt habe, von einem kompetenten Lektorat unterstützt zu werden. Sympathisch, dieses Bekenntnis zur eigenen Unerfahrenheit; da erschienen die vielzitierten Schwächen des «Blütenstaubzimmers» in gedämpfterem Licht, und man freute sich, dass so viel Verleger-Mut durch eine Entdeckung belohnt wurde.

Nun aber ist Zoë Jenny widerfahren, was so manche und mancher nach einem beachtlichen Anfangserfolg erleben musste: Der zweite Roman, «Der Ruf des Muschelhorns», hält bei weitem nicht, was der Erstling versprach. Trotz oder wegen zu intensiver verlegerischer Betreuung? Einmal mehr scheint hier ein ohne Zweifel grosses Talent sein zweites Buch zu schnell publiziert zu haben – wohl aufgrund der Erfahrung, dass sich nach einem grossen Erfolg beim Publikum ein Kaufautomatismus einstellt, der einen neuerlichen kommerziellen Erfolg sichert.

Dass sich dies verhängnisvoll auf den künstlerischen Weg einer Autorin, eines Autors auswirken kann – dafür gibt es genügend Beispiele. «Der Ruf des Muschelhorns» hätte, so war in einem Schweizer Feuilleton zu lesen, in dieser Form gar nicht erscheinen dürfen. In der Tat werden wir mit einer billigen Variante des Blütenstaubzimmer-Themas abgespeist – der Entwicklung eines von den Eltern im Stich gelassenen Kindes. Was im Erstling noch einer eigenen Anschauung, einer Not der Ich-Erzählerin entwachsen war, wirkt nun skizzenhaft verkürzt und eigentlich gerafft. Figuren ohne eigene Lebensgeschichte beherrschen das Geschehen. Ihre oberflächliche Farbigkeit verdanken sie Attributen, die eklektisch der Literaturgeschichte entnommen sind und in dem Roman zur puren Dekoration, zu potemkinschen Dörfern verkommen. Dem Leser wird durch multiple literarische Referenzen ein Mehrwert vorgegaukelt. Grossmutter Augustas übereinandergelegte Röcke sollen an Günter Grass' «Blechtrommel» erinnern. Die eisige Atmosphäre auf dem Goldhügel ist bei Fritz Zorn ausgeliehen, und das sprachgestörte Mädchen heisst – wie Professor Higgins Sprachschülerin in «My fair Lady» – Eliza. Grossmutters Muschelhorn suggeriert die schon in den Titeln der

romantischen Novellistik zu erkennenden Dingsymbole. In keiner Weise erzeugt aber die Vielzahl der Verweisungen, die dieses Muschelhorn in sich birgt, bei Zoë Jenny die narrativen Fäden des Romans. Die Geburt des Erzählens aus der Muschel findet nur als behauptete statt, nicht aber als gezeigte. Entsprechend schwach ist die Leitmotivik des Romans entwickelt.

Stattdessen erzählerische Konstellationen, denen ein *déjà-vu* anhaftet: Die sprachgestörte Eliza findet ihren Logopäden, die sexuelle Initiation – hier missbraucht der Stiefvater die Stieftochter – befreit von der Sprachlosigkeit und stürzt das Mädchen sogleich in eine neue Einsamkeit, die Liebe Elizas zum Stiefbruder bleibt unerwidert, ein kranker Vater wird gewalttätig, weil der Sohn das falsche Medikament gebracht hat.

Aus der Welt der Leere und der Gefülslosigkeit gibt es für junge Menschen kein Entrinnen, das ist wohl eine Botschaft dieses Romans. Doch Zoë Jenny will ihre Leser mit diesem Roman behaglich erwärmen, mit handlicher Kürze, mit einer reich gedeckten Tafel des Wiedererkennens oder des märchenhaften und romanisierenden «als ob», in dem zugleich das Leiden an der Welt wie die Möglichkeit von dessen Überwindung eine Übersetzung finden sollen. Statt beim Schreiben den Gewinn von Tiefenschärfe einzufordern, bietet Zoë Jenny ihren Lesern Selbstbestätigung an, jene «*kommunikative Wohnlichkeit*» mithin, von der Hugo Friedrich mit Blick auf kitschige Lyrik sprach.

Zoë Jenny hat das Talent für mehr. Die gelungenen Passagen im «Muschelhorn» machen dies deutlich. Wie bereits im «Blütenstaubzimmer» sind es Bilder der Entfremdung zwischen Erwachsenen- und Kinderwelt, die einem nahegehen: auf dem Teppich der Abdruck der Schuhabsätze, die von ihr wegführen – die letzte Erinnerung, die Eliza von der Mutter hat, als sie von ihr verlassen wird. Wenn Zoë Jenny akurat und ohne jede Hast schreibt, leuchtet der hohe künstlerische Anspruch auf, den man bei ihr erwarten darf.

Das unfertig, rasch dahingeschrieben wirkende Buch lässt leider den Schluss zu, dass hier ein Talent verheizt wird. Die Weigerung von Gallimard, nach «Das Blütenstaubzimmer» nun auch Jennys zweiten Roman in ihr Programm zu nehmen, sollte in Frankfurt ernst genommen werden.♦

Zoë Jenny, *Der Ruf des Muschelhorns*, Roman, Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt/Main 2000.